

DAS VIERTE LEBEN

Roman

Dieter Klinger

© 2017 Dieter Klinger

Autor: Dieter Klinger

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99057-751-6 (Paperback)

ISBN: 978-3-99057-752-3 (Hardcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzuläs-
sig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfälti-
gung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Über den Autor:

Dieter Klinger, 1944 in Znaim geboren, verbrachte seine Kindheit und Schulzeit in Wien. Nach mehreren Kurzgeschichten verfasste er während des Medizinstudiums seinen ersten Roman „...und dennoch lachen sie wieder“. Nach der Promotion als Arzt in Mödling tätig, entstand die Idee zu „Das vierte Leben“, einer Geschichte, die bewährte ärztliche Behandlungswege und persönliche Lebensprinzipien in Frage stellt und durch diese Hinterfragung einen schicksalhaften Verlauf ins Rollen bringt.

Erstes Kapitel

Dr. Markus war erstmals seit langer Zeit zu spät dran. Gute 20 Minuten. Das war ewig nicht vorgekommen. Aber ein Gespräch mit dem Klinikchef hatte wider Erwarten länger gedauert. Es war um die Leitung des neuen Departements gegangen. Dr. Markus hatte sich gute Hoffnungen gesetzt. Berechtigte Hoffnung, wie ihm schien. Aber heute waren sie ins Wanken gekommen. Es war noch nichts sicher. Es gab da zwei Kontrahenten, Mitbewerber um die ärztliche Leitung der Sub-Abteilung, die von ihrem Ruf her, auch international, und offenbar auch von politischer Seite, allerhand Bonitäten vorzuweisen hatten. Dr. Markus war unverändert erster Anwärter auf die Leitung der neuen Klinik-Abteilung. Sein Chef war ihm gewogen, schätzte ihn sehr. Aber er hatte ihm in klaren Worten – und mit Bedauern im Stimmfall – angedeutet, was ohnehin unmissverständlich klar war: dass er nicht alleine zu entscheiden hat. Das war Dr. Markus klar gewesen, und war allen klar, die wussten, wie Personal-Entscheidungen in leitender Stellung im Klinikwesen zu fallen pflegen.

Rein menschlich und von der Schätzung seiner Person her hatte ihm Prof. Weniger, sein Klinikchef, seine Sympathie und Wertschätzung neuerlich bekräftigt, ihm aber gleichzeitig auch klar gemacht und reinen Wein darüber eingeschenkt, dass er, Dr. Markus, langjähriger Chef-Vertreter und von allen respektierter Oberarzt der Klinik, nicht unbedingt sicher sein durfte, Chef der neuen Abteilung zu werden.

Es wird ein neuerliches Hearing geben. Entscheidend wird sein, wie der Träger der Spitals-Holding selbst wieder gebunden sein wird. Von allfälligen Finanzgebern, politischen Gremien. Eigentlich widerlich das Ganze. Aber andererseits auch wieder ganz normal. Dr. Markus fürchtete nicht, an zweite oder dritte Stelle gereiht zu werden, sondern er fürchtete, dass im Falle einer Entscheidung zu seinen Ungunsten seine Stelle und seine Stellung hier, an der Klinik, gefährdet sein könnten.

Und das wäre ein Dilemma für ihn. Seine Patienten und Patientinnen hatten sämtlich Bezug zu ihm und zur Klinik. Seine Ordination war rein privat, drei Mal in der Woche für zwei oder drei Stunden, teilweise Patienten von der eigenen Klinik, die die private Gesprächs-Atmosphäre mit ihm suchten, teilweise Fremd-Patienten, zugewiesene Patienten, mitunter auch Leute, die durch Mundpropaganda bei ihm landeten. Aber jede diffizilere Untersuchung, die er brauchte, ließ er bei sich in der Klinik machen, er war praktisch privates Verbindungsglied und Vertrauens-Partner von Patienten mit etwas komplizierteren Problemen auf dem Gebiet der Hämatologie, der Rheumatologie und von Autoimmun- oder Autoaggressions-Erkrankungen. Auf diesem Gebiet gab's nicht wirklich viele Spezialisten. Er war zu einem von ihnen geworden, weil er sich aus irgendeinem Grund schon seit seiner Studienzeit ganz besonders für dieses geheimnisvolle Gebiet der Medizin interessiert hatte. Das war ja die ganz besondere Dramaturgie an dieser Bewerbung um die leitende Stelle, denn die Idee zu dieser Spezial-Abteilung war eigentlich seine Idee gewesen. Wenn jetzt die Leitung dieser neu zu schaffenden Abteilung jemand anderer zuerkannt bekäme, wäre das geradezu grotesk und völlig unrealistisch.

Seite Ordination war eine kleine Eigentumswohnung im 6. Stock eines Wohnhauses mit Blick über die Dächer der Stadt, ein ziemlich neu errichtetes Gebäude mit fast luxuriös ausgestattetem blitzsauberem Stiegenhaus, modernem Lift und einem kuriosen, bombastisch anmutenden Wandgemälde im ebenerdigen Hausflur, das die Skyline einer Fantasie-Stadt darstellte. Ein eher schmales Gebäude, in jedem Stockwerk nur drei Wohnungstüren. Die mittlere im 6. Stockwerk war der Zugang zu seiner Ordination. Draußen auf der Straße, rechts neben dem Haustor, befand sich die große Tafel mit dem Hinweis auf seine Ordination. Im Hausflur selbst nahe dem Lift die nächste Tafel. Die war wichtig. Im Haus befanden sich sechs Büroräume von Firmen und zwei weitere Arzt-Praxen. Im Lift in der entsprechenden Zeile des Stockwerks stand ein weiterer Hinweis auf seine Ordination. Und im 6. Stock neben dem Ordinations-Eingang natürlich nochmals eine Tafel.

Und die Praxis befand sich auf halbem Wege zwischen seiner Wohnadresse – ziemlich zentral in der Stadt gelegen – und der Klinik. Alles ideal – zukunftsorientiert. Zwei Kredite begleiteten ihn in seinem finanziellen Alltag, die ihm aber keine Sorgen bereiteten. Da waren die ziemlich luxuriöse Wohnung – mit Dachterrasse und ebenfalls schöner Aussicht auf die Stadt und ihre hügelige Umgebung – und die Ordinationsräumlichkeiten selbst – beides war zumindest teilweise durch Fremd-Finanzierung zustande gekommen. Neben seinem Gehalt als Oberarzt der Klinik – mit den begleitenden Sonderzahlungen, seinen Privat-Honoraren der Ordination, gab es auch immer wieder ansehnliche Überweisungen von etlichen Fortbildungsveranstaltungen, Seminaren, Kongressen, an denen er als Vortragender oder Diskussionsleiter teilnahm. Und der eine oder andere fachspezifische Beitrag in einer Ärztezeitschrift brachte auch etwas ein.

Seine Mutter war vor sechs Jahren früh, unerwartet, völlig überraschend an einem Schlaganfall verstorben. Sein Vater vor zwei Jahren an einem plötzlichen Kreislaufversagen, nachdem er die Jahre nach dem Tod seiner Frau die Bürden des Witwerdaseins mit erheblichen Depressions-Zuständen getragen hatte. Hinterlassen wurde ihm ein Haus am Land, ein ehrwürdig alter Bauernhof, den seine Eltern vor vielen Jahren mit viel Freude an der Arbeit und großem persönlichem Einsatz revitalisiert, renoviert, umgebaut hatten. Dort hatten seine Eltern Jahre verbracht und hatten sich naturverbunden und einträglich wohl gefühlt.

Die verbaute Fläche war nicht groß, aber der große, von seinem Vater bis zuletzt Park-ähnlich gepflegte Garten ringsumher war so gross dimensioniert, dass Dr. Markus nur mit Hilfe einer verständnisvollen nachbarlichen Unterstützung die totale Verwilderung verhindern konnte. Gegen geringen finanziellen Dank kümmerten sich die beiden Söhne des Vis-a-vis-Nachbarn darum, den grössten Wildwuchs von Gras und Büschchen zu verhindern und den pflanzlichen Naturgewalten notwendige Grenzen zu setzen. An einen Verkauf der Liegenschaft hatte er bis jetzt noch nicht gedacht.

Dr. Markus war als einziges Kind einer nicht reichen, aber gutbürgerlich-wohlhabenden Familie aufgewachsen, und seine Frau Birgit hatte bald nach ihren beiden Schwangerschaften den Beruf gewechselt. Der Abstand zwischen ihren Interessen und offensichtlichen Begabungen einerseits und ihrer vormaligen beruflichen Tätigkeit als Bank-Angestellte andererseits war während ihrer Karenzzeit zu groß geworden:

seit Jahren war sie Geschäftsführerin und Gesellschafterin einer Firma in der Mode-Branche, mit zeichnerischem Talent, einem guten Feeling für Trends und textile Materialien, erfolgreiche Designerin für ausschließlich weibliche Bekleidungen und hatte sich im Laufe der Jahre durch Erfolgs-Hunger und Karriere-Streben einen beachtenswerten selbständigen Finanz-Polster aufgebaut.

Er selbst hatte im Gegensatz dazu beruflich eine „geradlinige“ Laufbahn genommen: frisch promoviert hatte ihm der Zufall einer temporären Personal-Lücke zu einer Turnusarzt-Stelle an der Uni-Klinik verholfen. Damit war er in eine medizinische Zukunfts-Entwicklung geraten, die er ursprünglich nicht angestrebt, später aber auch nicht bereut hatte. Schon während des Studiums hatte er zunehmend neugieriges Interesse an Hämatologie und Immunologie entwickelt, und während seiner Ausbildung an der Uni-Klinik hatte man ihm großzügig freien Raum gelassen, sich auf diesen Gebieten in einschlägigen Kongressen, Seminaren und sonstigen fachspezifischen Veranstaltungen fortzubilden. Im Laufe der Zeit lernte er auch, fallweise Ellbogentechnik anzuwenden, um sich Klinik-intern durchzusetzen und zu behaupten, ein mitunter unabdingbares Instrument, das im Klinik-Betrieb notwendig ist, um die nächsten Sprossen der akademischen Karriere-Leiter nicht zu versäumen. Und die Dozentur stand unmittelbar bevor. Dr. Markus hatte bereits die Änderung seiner Praxisschilder, des Briefkopfs seiner Befunde, die Ordinations-Stempel und alles, was mit seinem Namen beruflich zusammenhing, in Auftrag gegeben. In Kürze würde da stehen: „Dozent Dr. Friedrich Markus“, ein Lohn für unermüdlichen Eifer und Zielstrebigkeit, der ihn mit Stolz erfüllte.

Als Dr. Markus reichlich zu spät seine Praxisräume betrat, begegnete er den beunruhigten und schon etwas nervösen Blicken seiner beiden Mitarbeiterinnen. Eigentlich hätte er nicht zwei Personen in der Praxis benötigt. Für die wenigen Stunden pro Woche hätte eine Dame sicher genügt. Und sie genügte auch – aber es hatte sich einfach so ergeben: Frau Payer war pensionierte Krankenschwester, er kannte sie seit vielen Jahren von der Klinik, sie war allein stehend, schon seit einigen Jahren im Ruhestand, und ihr war nach ihrem Berufsleben schlicht und einfach langweilig. Sie und Dr. Markus hatten immer schon im Krankenhausbetrieb Sympathie füreinander empfunden. Und er hatte ihre Umsichtigkeit, Verlässlichkeit, ihre stets beeindruckende Übersicht, Ruhe und Gelassenheit, mit der sie mit heiklen Situationen umging, geschätzt und bewundert.

In seiner Ordination hatte sie sich als absolute Vertrauensperson profiliert, er konnte ihr nahezu alles überlassen, was über das ärztliche Gespräch hinausging. Sie erledigte Blutabnahmen, schrieb EKG's, war stets an seiner Seite, wenn er bei irgend-einer Untersuchung Assistenz benötigte, reichte ihm die Ultra-schall-Sonde, reinigte alles, besorgte seine bescheidene Buch-haltung, seine kleine Lohnverrechnung, erledigte seine Rech-nungen, rief den Installateur, wenn die Heizung streikte, rief den Elektriker, wenn das Licht ausfiel. Und gleichzeitig war sie Putzfrau, kümmerte sich darum, dass Getränke, Kaffee oder der eine oder andere kleine Imbiss im Hause waren. Sie war gleichzeitig ein unentbehrliches Faktotum wie auch eine Ver-traute, von der er den Eindruck hatte, sie könnte eine Art Mutter-Instinkt an ihm ausleben.

Und Kathi war ein junges Mädchen, die Tochter eines Kollegen, die am Beginn ihres Medizinstudiums stand, im 3. Semester, und sie verdiente sich bei ihm ein kleines Taschengeld nebenbei. Kathi war nur stundenweise bei ihm, wenn es ihr Studium zuließ, und Dr. Markus hatte sie sehr rasch ins Herz geschlossen. Sie könnte seine Tochter sein. Wenn er sie mit ihren kurz geschnittenen blonden Haaren, ihren fröhlichen Augen und ihrem stets belustigten, erwar-

tungsvollen jungen Lächeln ansah, stimmte ihn das jedes Mal versöhnlicher im Umgang mit allfälligen Stress- oder Belastungs-Momenten. Wenn sie gerade nichts zu tun hatte, frisierte sie ihr ohnehin kurz und etwas widerspenstig geschnittenes Haar vor dem Spiegel, blätterte in fraulichen Illustrierten oder Fach-Journalen oder zupfte an den Blumen am Fensterbrett herum. Aber wenn sie zu tun hatte, spielte sie all ihre jungen sympathischen Vorzüge eines intelligenten, fröhlichen Geschöpfes aus: ging geradezu talentiert, psychologisch und freundlich mit Anrufern um, war schon beim Empfang sofort eine verständnisvolle, aber unaufdringliche Vertrauensperson. Sie hatte eine hübsche und damit auch irgendwie optimistische und zuversichtliche Ausstrahlung. Und vor allem: er hatte des Öfteren beobachtet, wenn er sich kurz in der Anmeldung aufhielt, während mit Patienten kommuniziert wurde: offenbar konnte jeder Patient auf Anhieb mit ihr über nahezu alles reden und hatte Vertrauen zu ihr. So wie man überhaupt mit Menschen vertrauter umgeht, die die Gabe haben, zuzuhören. Ganz besonders rührend und hilfsbereit ging sie mit Leuten um, die Hilfe und Unterstützung bedurften.

„Die Kleine“, wie er sie manchmal zärtlich nannte, war glücklich über ein Taschengeld und einen kleinen interessanten Nebenjob neben ihrem Studium, und wenn Arbeitspausen Gespräche zuließen, war Kathi für Frau Payer ein willkommener Kontakt zur Jugend, und für Kathi war die ältere Dame an ihrer Seite wie eine erfahrene, kluge vertrauenswürdige Tante, auf deren Meinung man sehr viel Wert legt.

„Frau Hilwert sitzt schon seit einer halben Stunde da“, sagte Frau Payer etwas beunruhigt und mit einem leisen Unterton von Vorwurf in der Stimme.

„Ich weiß“, sagte Dr. Markus. „Es tut mir leid. Schicken Sie sie sofort herein.“

Der Ordinationsraum war nicht groß, viel Platz brauchte er nicht. Gerade groß genug für den eher kleinen, überschauba-

ren Schreibtisch, die Sitzgelegenheiten, die Untersuchungsliege, das EKG und das Ultraschallgerät. Nur ein schmaler Schrank stand gleich rechts neben dem Eingang in dem Raum. Und der war vollgestopft mit Befunden und Papieren aller Art, über die er den Überblick längst verloren hat. Alle Unterlagen, Poststücke, Korrespondenz, die er nicht sofort entsorgen wollte, hatte er hier, mehr oder weniger aus Verlegenheit und ohne jegliches Ordnungsprinzip, deponiert. Sie lagen hinter verschlossenen Schranktüren und allmählich hatte er gelernt, zu begreifen, dass er sich diesem Chaos erst dann annehmen würde, wenn in dem Schrank eines Tages kein Zentimeter mehr Platz wäre, um neuerliche Papierstücke hinzuzufügen. Und noch waren ausreichend Lücken frei zwischen den Regalfächern.

Die Fensterseite war genau gegen Südwesten gerichtet. Und gerade am Nachmittag, wenn er Ordination hatte, schien die Sonne mit voller Kraft und Beleuchtung durch die riesigen Glasscheiben in das eher kleine Zimmer. Diese ganze Zimmerwand war eigentlich ein einziges Fenster, vom Boden bis zur Decke, außerhalb der Glasscheiben an der Hausfassade eine halbhöhe Zaun-artige eiserne Konstruktion, weil die Fenster in Wirklichkeit Glastüren waren, die man weit öffnen konnte. Und bei geöffneten Türen hätte sonst ein versehentlich zu weiter Schritt den Absturz aus dem sechsten Stockwerk auf den Innenhof der Wohnhaus-Anlage bedeutet.

Dr. Markus setzte seine ersten Schritte zur Jalousie. So freundlich Sonnenlicht war – hier in seiner Ordination hatte er es immer schon als unpassend empfunden, als zu grell, als zu aufdringlich, als zu blendend und störend im Umgang mit seinen Patienten. Er ließ die Jalousie herunter und kippte die Lamellen, sodass kein direktes grelles Licht mehr in den Raum floss. Bei Ultraschall-Untersuchungen konnte er durch einen kurzen, unkomplizierten Handgriff die Lamellen der Jalousie so weit kippen, dass ausreichend Dunkelheit entstand im Raum.

Er ging immer persönlich hinaus in den kleinen Warterraum, wenn er den nächsten Patienten zu sich rief.

„Frau Hilwert?“ Die Frau nickte. „Kommen Sie bitte weiter.“

Sie selbst kam nicht als Patientin - eine von denen, der sein Namen genannt worden war. Ihre Tochter lag seit gestern in Basel im Krankenhaus. Sie wollte mit ihm nur reden, ihre Tochter war 24 Jahre alt und litt an Morbus Crohn. Ein akuter Schub. Ihre Tochter lebte seit einem halben Jahr in der Schweiz – aus beruflichen Gründen. Die Darm-Erkrankung war seit zwei Jahren bekannt, verließ in Schüben, im Moment schien es akut bedrohlich zu sein, ihre Mutter, Frau Hilwert, wollte sie zu Hause, also in ihrer Nähe haben, war sehr besorgt. Jemand hatte ihr seinen, also Dr. Markus' Namen genannt. Und jetzt war sie hier. Ob er ihre Tochter aus Basel an seine Klinik übernehmen könne, fragte sie.

Er hatte ein langes Gespräch mit ihr. Eher ungewöhnlich für ihn, diese Begegnung, diese Auseinandersetzung über eine Patientin, die er gar nicht kannte. Und Morbus Crohn war eigentlich auch gar nicht sein Gebiet. Autoimmunerkrankungen ja, aber nicht gerade die Darm-Manifestation. Das war wieder einer jener Momente, in denen ihm wie zunehmend öfters in letzter Zeit Zweifel kamen, ob seine enge Spezialisierung der richtige Weg war. Aus dem Gespräch mit Frau Hilwert war klar herauszuhören, dass sie sich aus dieser Transferierung mehr erwartete als lediglich die Nähe zu ihrer Tochter. Aber bei dieser Erkrankung gab es bedauerlicherweise keine neuen Erkenntnisse. Das musste er ihr sagen. Die Transferierung in das Haus, in dem er tätig war, war zwar theoretisch möglich, aber sie würde keine zusätzliche Hilfe bringen, keine Hilfe gegenüber anderen Spezialabteilungen, die damit befasst waren.

Dr. Markus hatte sich im Laufe der Jahre in eine Situation manövriert, mit der er gar nicht unbedingt und bedingungslos glücklich war. Sie gab ihm zunehmend das Gefühl, die eher hoffnungsvolle Ansprechstation für komplizierte Fälle zu sein. Das macht natürlich schon stolz und erfüllt das Selbstbewusstsein eines Mediziners, der sich mit „Sonderfällen“ in einem ganz engen Fachgebiet beschäftigt.

Aber, in manchen nachdenklichen Momenten, vermeinte er zu spüren, dass man sich dadurch gleichzeitig auch in eine gewisse Ausgrenzung manövriert. Vieles von dem, wofür er eigentlich global ausgebildet worden war, war im Laufe der wenigen Jahre, in denen er sich mit diesen Sondergebieten der Inneren Medizin auseinandergesetzt hatte, von ihm abgesplittert, er konnte mit Sicherheit und Erfahrung damit nicht mehr umgehen. Das betrübte ihn manchmal und gab ihm Anlass, darüber nachzudenken, ob er auf dem richtigen Weg sei. Jetzt, im Moment, wo es um die Errichtung und die Installation einer Spezialabteilung ging, verbunden mit der Option, ihn zum ärztlichen Leiter dieser Station zu machen, traten diese Grundsatzfragen eher in den Hintergrund. Im Gegenteil, er sah gerade in diesem Umstand die Bestätigung dafür, auf dem richtigen Weg zu sein. Und darüber hinaus noch die Möglichkeit zu haben, sich noch intensiver der Forschung zu widmen als bisher.

Aber das ging ihm manchmal schon durch den Kopf: für den Fall, dass die Sache mit der eigenen Abteilung schief ging, würde er umdenken müssen. Dann würde das, womit er sich so intensiv beschäftigte, seine Bedeutung einbüßen. Echte Sorgen waren das nicht, es würde keine finanzielle Bedrängnis bedeuten, aber es würde ein ideelles Problem darstellen. Bei dem Gedanken daran kam er nicht umhin, sich den Kopf über etwas zu zerbrechen, was ihn immer schon gedanklich sehr beschäftigt hatte: willst du mit einem Intellekt und einem guten, vielleicht etwas überdurchschnittlichen Allgemeinwissen überall mitreden wollen – und bewundert werden, weil du von allem Möglichen – auf verschiedensten Gebieten – etwas weißt, oder würdest du bei vielen Wissensgebieten ein bisschen verlegen schweigen müssen, sehr wohl jedoch in dem Bewusstsein, dass du dann, wenn das Gespräch auf dein Thema kommt, allen turmhoch überlegen bist, der große Fachmann, quasi eine Art Pilgerstätte für alle, die in irgendeiner Weise von deinem speziellen Wissensgebiet betroffen sind. Auch die Frage, was das Erfolgserlebnis auf der einen oder der anderen Ebene für ihn bedeutet, war ein für ihn persönlich ungelöstes Problem, weshalb er sich auch mit

seinen grundsätzlichen Zielsetzungen schwer tat. Für ihn war das immer eine Frage der Lebensweisheit gewesen. Offenbar gibt es zwei Weisheiten, was sich mit der verstandesmäßigen Ordnung des Sinns aller Dinge in der menschlichen Vorstellung nicht in Einklang bringen lässt.

Frau Hilwert war sichtlich enttäuscht, als sie sich verabschiedete. Aber er merkte, dass sie gleichzeitig auch seine Aufrichtigkeit respektiert hatte. In diesem Falle wäre seine Bereitschaft, ihre Tochter an seiner Klinik aufzunehmen, automatisch mit falschen Hoffnungen verbunden gewesen, die er nicht zu erfüllen imstande gewesen wäre. „An seine Klinik“ hatte sie gesagt. Es war nicht „seine Klinik“ – noch nicht. Vielleicht würde sie das werden – wenn alles gut ging. Aber gewisse Gerüchte gab es – und die sprachen sich unter Personen herum, die umständshalber in den Kreis interessierter Menschen gelangten, unabhängig davon, ob das auf Patienten-Ebene oder im Dunstkreis der Kollegenschaft geschah.

Es kamen noch zwei Patienten an diesem Nachmittag, beide, die er kannte, bestellt zur Kontrolle: die ältere Dame mit der schweren rheumatischen Polyarthritiden ihrer Fingergelenke, kombiniert mit der Befundkonstellation erhöhter Immunoglobuline, und der kürzlich pensionierte Filialleiter einer Bank mit einer bisher ursächlich ungeklärten Vaskulitis, einer Gefäßwand-Entzündung, die auf dem Umweg über drei Krankenhäuser zu einer derzeit noch hoch dosierten Cortison-Behandlung und weiteren Abklärung mittels komplizierter Spezialbefunde geführt hatten.

Es war sonst kein Patient bestellt, vorgemerkt, und Dr. Markus entließ seine beiden Mitarbeiterinnen. Kathi verabschiedete sich und war nicht böse über das heute nur kurze Gastspiel in der Ordination, und Frau Payer blieb noch zurück, als er selbst sich verabschiedete. Irgendetwas gab es jedes Mal noch zu tun, wenn er die Praxisräume verließ, was sie noch zu erledigen, aufzuräumen, zu sortieren oder abzulegen hatte. Manchmal hatte er den Eindruck, sie tat nur so, als müsse sie

unbedingt – oder ganz selbstverständlich – noch abschließende Ordnung machen, etwas weg-, ein- oder abräumen, weil sie zu Hause von niemandem erwartet wurde.

Dr. Markus verließ seine Ordination. An der Wohnungstür links neben dem Praxis-Eingang ging er diesmal vorbei. Er wusste, dass Sylvia nicht zu Hause war, sie war drei Tage bei einem Seminar in München. Jedes Mal, egal, ob er dran vorbeiging oder die Wohnung selbst betrat, konnte er nicht umhin, auf die Tafel unter dem Klingelknopf zu blicken. Diese kleine Tafel war ein magischer Anziehungspunkt für ihn, obwohl er sie natürlich auswendig kannte und jederzeit nachmalen hätte können.

Noch nie war ihm so eine Kleinigkeit so typisch, so passend vorgekommen, um die Charakterologie, die Mentalität, Wesensart eines Menschen darzustellen wie diese Tafel. Sie unterschied sich in mehrfacher Hinsicht von allen Türtafeln, die er bisher gesehen hatte:

Hier stand nur „Sylvia S.“ – also kein Zuname. Sie wollte – wie sie gesagt hatte – als Individuum einen ihr zugehörigen Vornamen zum Ausdruck bringen, wollte mit der Verschweigung des Zunamens ihre Anonymität bewahren und gleichzeitig auf ihre Einmaligkeit und Originalität als Person hinweisen. Sie hatten mehrmals darüber diskutiert, dass der Vorname ein zwar nicht von ihr selbst gewählter, aber von ihren Eltern eigens für sie bestimmter Name ist, der quasi nur ihr gehört, während der Zuname ein aufgezwungener Name ist, der schon existiert hat und für sie vorbestimmt war, ehe sie noch geboren wurde. Auch ihre Geschwister – so sie welche hätte – hätten denselben Namen, sie hätte ihn mit ihnen teilen müssen. „Sylvia“ gehört nur ihr – und allen Sylvias natürlich. Einmal hatte sie gesagt, sie fände ein Treffen aller Sylvias für reizvoller und interessanter als ein Treffen aller „Simoneks“, – denn so hieß sie mit ihrem Familiennamen. Beruflich musste sie ihren Zunamen laufend zur Anwendung bringen, privat war ihr nur ihr Vorname wichtig. Und hier lebte sie ja schließlich und endlich privat, die Wohnung war ihr Eigentum und ihr Eigenheim. Und hinter dieser Tür existiert ihr Zuname nicht.

Unter ihrem Namen stand in sehr kleinen Buchstaben „Pharma-Referentin“. Und darunter war auf einer extra Tafel, quasi als dritte Zeile, eine kunstvoll hergestellte emaillierte Platte angebracht. Sie zeigte links einen kleinen sitzenden Hund, rechts eine eingerollt liegende Katze, und dazwischen standen die Worte: „Against Animal Tests“. Über der Schilder-Reihe der Klingelknopf mit gut 5 cm im Durchmesser stellte ein goldgelbes Sonnensymbol dar – eine Sonder-Anfertigung. In Sylrias Freundeskreis fand sich ein Graphiker, der die entsprechenden Ressourcen besaß, um solche Dinge herzustellen. Dr. Markus hatte den Mann einmal kennen gelernt, und er hatte ihm angeboten, für ihn ebenfalls eine individuelle, künstlerische, auffällige Türtafel herzustellen, aber Dr. Markus wollte damit zuwarten, bis er „Dozent“ vor seinen Namen schreiben durfte.

Links von Sylrias Wohnungstür hing ein aus Draht gelöteter Abfallkorb an der Wand, fest angeschraubt, und darüber war auch eine Tafel an der Stiegenhauswand montiert – aus gleichem emailliertem Material mit halbmatter Oberfläche, versehen mit einem nach unten zum Korb zeigenden Pfeil und dem Text: „Reklame-Material bei Lieferung bitte gleich entsorgen!“. Das originelle an der Tafel war das in Email gebrannte Foto mit einem verblüffend echt aussehenden, zu einem Papierknödel zusammengeballten Zeitungspapier. Die Tafel war entsprechend groß und nicht zu übersehen. Er hatte Sylvia schon einige Male gefragt, ob sie nicht befürchte, dass eines Tages jemand das Ganze abschrauben, abmontieren, stehlen könnte.

„Dann wäre der Hinweis auf die Entsorgung selbst entsorgt worden. Ohne Risiko geht gar nichts“, hatte sie gesagt. Und bis heute war da alles unverändert und unbeschädigt an der Wand befestigt und zog jedes Mal seine Blicke an, wenn er daran vorbeiging oder davor stand.

Dr. Markus ging den Halbstock hinunter ins Zwischengeschoß, wo sich die Aufzugstür befand. Er fuhr in die Tiefgarage. Im Moment war er in einer nachdenklichen Stimmungslage.

Seine Begegnung mit Sylvia, und alles, was daraus entstanden war, war eines der kuriosesten Ereignisse in seinem Leben gewesen, ohne innere Bereitschaft zuvor und ohne Reue danach. Er hatte sie bei einem Hämatologen-Kongress in Barcelona kennen gelernt. Das heißt – flüchtig gesehen hatte er sie schon zuvor zwei Mal in der Klinik, eine hübsche junge Frau mit einer auf Anhieb sympathischen Ausstrahlung. Er hatte sich in Barcelona ganz einfach gefreut, sie hier zu sehen, so wie sich ein Mann über das Wiedersehen mit einer attraktiven weiblichen Erscheinung freut, der er schon zuvor ein paar Mal begegnet und die ihm in anziehender und irgendwo auch verlockender Form in Erinnerung geblieben ist. Da hatte er jetzt die Gelegenheit gehabt, in Pausen zwischen Vorträgen mit ihr bei einem Stehtisch im Buffet zu stehen, und beide hatten in diesen Pausen-Begegnungen nie über Medizin, Berufsfragen gesprochen, keine höflichen Phrasen artikuliert, sondern wie ganz spontan und selbstverständlich über Musik, Literatur, den einen oder anderen Urlaubs- oder Kongress-Ort, wo sie beide schon einmal gewesen waren und worüber sie Erinnerungs-Momente austauschten.

Am letzten der drei Kongresstage hatten sie sich beide einen Platz nebeneinander in den Sitzreihen des Vortragssaals gewählt. Wachsende Sympathie und die Wahrnehmung ihrer weiblichen Ausstrahlung hatte er zunehmend in sich verspürt, und in der letzten Nacht vor der Abreise aus Barcelona hatte er sogar nicht einschlafen können, weil er auf dem Wege, an sie denken zu müssen, sie gleichzeitig auch mehr und mehr zu sich wünschte. Am letzten Kongresstag war es für ihn offensichtlich, dass er seine Gedanken mehr bei ihr hatte als beim Vortrags-Thema, während er im Vortragssaal neben ihr saß und mehrmals vergeblich versuchte, sich auf den Vortrag zu konzentrieren. Und er vermeinte zu spüren, dass es ihr ähnlich erging wie ihm.

Nach dem dritten Vortrag erhoben sie sich von ihren Sitzen, sie ergriff ganz flüchtig seinen Unterarm und sagte: „Wir haben eine Stunde Zeit – haben Sie Lust, gegenüber in das kleine Cafe zu gehen?“

Ja, er hatte Lust, und dort saßen sie, bestellten sich beide einen Sherry – und versäumten den nächsten Vortrag. Sie saßen knapp nebeneinander an dem kleinen Tisch mit der verfliesten runden Tischplatte, vergaßen den Grund, warum sie hier waren, ihre Knie berührten einander immer wieder, und die Unterhaltung nahm zunehmend eine private Richtung, sie sprachen über Jugendsünden und Beziehungsfragen, sie lachten über originelle Erlebnisse und Erinnerungen, und sie wussten, dass um 19 Uhr der Rückflug stattfand. Die weiteren drei Vorträge nach der Pause versäumten sie, verließen das Cafe, ohne sich jetzt zu trennen und gingen nebeneinander her durch einige von Barcelonas engen Gassen, ohne sich mit der fremden Stadt zu beschäftigen.

Als sie sich verabschiedeten, um in ihre Hotels zu gelangen und sich auf die Fahrt zum Flughafen vorzubereiten, wusste er, dass sie Simonek hieß, und mit Vornamen Sylvia, und sie wusste, dass er Friedrich hieß. Abgesehen vom Namenskärtchen der Kongress-Teilnehmer, das er anfangs an der linken Seite seines Sakkos befestigt hatte, hatte sie seinen Zunamen schon vorher gewusst. Ärzte waren ihr berufliches potentielles Klientel, sich deren Namen zu merken, war professionelle Pflicht einer Pharma-Referentin.

Sie sagte, sie werde ihn nächste Woche in der Klinik aufsuchen, er versicherte artig, sich darauf zu freuen, und damit trennten sich ihre Wege.

Sie war Mag.pharm., seit drei Jahren bei dem Konzern beschäftigt, der seinen Sitz in der Schweiz hatte, der Mutterkonzern allerdings residierte in den USA. Früher war sie bei einer anderen Pharma-Firma beschäftigt gewesen, einem kleinen Betrieb mit beschränkten Aufstiegsmöglichkeiten und einem deutlich engeren Betätigungsfeld. Jetzt war sie intensiv mit Marketing beschäftigt und oft im Ausland unterwegs, vor allem in den ehemaligen Ostblockstaaten, in erster Linie in Polen, in Ungarn, mitunter auch in Slowenien. Der Pharma-Konzern erschloss dort einen großen, zukunftsträchtigen Markt.

Im Flughafen sahen sie einander wieder. Und warteten – und warteten lang. Normalerweise wären sie gegen Mitternacht zu Hause gewesen. Aber es sah nicht danach aus. Zögerlich sickerte das Gerücht durch, ein Fluglotsen-Streik könnte den Abflug gefährden. Dann hörte man von einem technischen Gebrechen an der Maschine. Ein klare, sicher nachvollziehbare und glaubwürdige Erklärung gab niemand ab. Unter den Passagieren etablierte sich ein Gemisch von Besorgnis, Verärgerung, Unmut und Hektik. Sie beide sonderten sich von den anderen wartenden Kongressteilnehmern ab, er sich von den Arztkollegen und –kolleginnen, sie sich von den anderen drei Kollegen – durchwegs Männern – aus ihrer Firma, die ebenfalls hierher entsandt worden waren. Beide suchten das Flughafen-Restaurant auf und saßen die nächsten zwei Stunden nebeneinander an einem kleinen Tisch nahe der Bar und tranken spanischen Rotwein.

Sie sprachen über Zukunfts-Visionen und ein bisschen auch über ihre Kindheit. Der Ton ihrer Unterhaltung gewann an Vertrautheit. Und als endgültig evident wurde, dass mit einem Rückflug heute abends respektive auch während der Nacht nicht zu rechnen sei, erwähnte er, dass das in seinem speziellen Fall höchst bedauerlich sei. Denn heute war Freitag, und am nächsten Tag hatte er seinen 40.Geburtstag. Und da fand ein großes privates Fest mit etlichen Gästen statt.

Und dann wurde es sehr verwirrend und hektisch, denn die Fluggesellschaft, mit der sie unterwegs waren, bot Unterkünfte für die heutige Nacht in nahe gelegenen Hotels an. Aber das Gepäck war bereits längst eingekommen. Auf eine unvorhergesehene Übernachtung war niemand eingestellt, die Koffer wurden gebraucht. Es gab große Aufregung, ein Durcheinander, und jeder war auf sich gestellt. Es gab keinen zuständigen Reiseleiter, keinen Organisator. Dr.Markus war privat hier, nicht als Vortragender, sondern als einfacher Kongress-Teilnehmer. Und Sylvia war auch Einzel-Reisende, wohl von der Firma entsandt, aber im Wesentlichen auf sich selbst angewiesen. Dr.Markus versuchte vergeblich, zu Hause anzurufen.

Endlich hatte jeder sein Gepäck, nur ein Kollege aus Pressburg war verzweifelt, sein Koffer tauchte nicht wieder auf, war möglicherweise versehentlich in einer anderen Maschine gelandet. Ein Manager der Fluggesellschaft versammelte alle Fluggäste dieses Fluges um sich, er sprach ausgezeichnet englisch, gebrochen auch deutsch, aber gut verständlich. Busse holten die Passagiere. Dr. Markus und Sylvia stiegen in verschiedene Busse ein, sie wurden den Fahrzeugen zugeordnet, verabschiedeten sich voneinander, und trafen sich kurze Zeit später wieder an der Rezeption desselben Hotels. Reiner Zufall – andere Passagiere desselben Fluges waren in anderen nahe gelegenen Hotels gelandet. Außerdem war die Verwirrung groß, weil auch andere Flüge nicht stattfinden konnten und auch deren Passagiere auf verschiedene Hotels verteilt worden waren.

Man bezog die Zimmer – und ihre Zimmer lagen unmittelbar nebeneinander. Tür an Tür. Sie hatten sich an diesem Tag schon mehrmals voneinander verabschiedet, um kurze Zeit später wieder aufeinanderzutreffen und Zeit miteinander zu verbringen.

Man stellte den Koffer ins Zimmer und traf sich nochmals unten an der Hotelbar in der Nähe der Rezeption. Beide bekundeten, dass es normal sei, sich in einer solchen Situation etwas fatalistisch zu fühlen. Also bestellten sie sich an der Bar einen Drink – und noch einen. Es waren ihnen Zeit und Raum im Moment ziemlich gleichgültig, und es gab für beide keinen realistischen Grund, Vernunft als vorrangig zu betrachten. Zum ersten Mal umgriff er am Barhocker ihre Taille und zog sie leicht an sich, was sie gerne mit sich geschehen ließ. Beide waren trotzdem sehr nüchtern, sie hatten hier lediglich zwei Martini getrunken und jeder einen Schinken-Käse-Toast gegessen. Und überhaupt hatten sie bisher – egal, ob im Cafe in Barcelona, im Flughafen oder hier im Hotel – immer unisono dieselbe Bestellung aufgegeben.

Gegen Mitternacht fuhren sie mit dem Lift in den vierten Stock, sie hatten bis vor ihre Zimmertüren den selben Weg